

# Der Sohn Johannes

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637591>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Sohn Johannes

Roman von Rösy von Känel

1

Samstagnachmittag. Die Uhr am Rathaus von Altenheim schlug fünf. Der letzte Schlag war kaum verhallt, als Hermann Keller, der Zivilstandsbeamte, auf die Strasse trat. Er steckte sich eine Zigarette in den Mund, langte die Zündholzschachtel aus der Manteltasche und hielt das Streichholz so, dass er zugleich mit beiden Händen das aufflammende Feuer gegen den Wind schützen konnte. Da dieser Schutz aber noch nicht zu genügen schien, machte er eine rasche halbe Drehung – und wurde im selben Augenblick recht unsanft angefahren.

„Ich kann nichts dafür“, sagte die älteste Pflegerin, die den Fahrstuhl schob und nun missmutig an ihm vorbeistapfte.

Keller stand und schaute auf die kleine, jämmerliche Gestalt im Wagen, so weit sie in ihrer Umhüllung von Decken und Kissen zu sehen war: ein altes junges Gesicht mit ausdruckslosen Zügen, leeren, übergrossen Augen, ein schwächliches Oberkörperchen, dünne Ärmchen und Hände, die sich wie im Krampf verdrehten...

Und es geschah, dass der korrekte städtische Beamte zum erstenmal seine Ruhe und Sicherheit verlor. Abgekehrte, verzerrte Kinderhände verhielten seinen Schritt, rissen an seiner geraden Haltung, beugten seinen Nacken. Sie klopfen an eine Türe, die er seit langem fest hinter sich verschlossen wähnte, und die das Grauen und das Unglück seiner Jugend barg.

Diese Türe sprang jetzt auf! Das Grauen in Gestalt seines Vaters kam auf ihn zu, Jammer und Elend in Gestalt seiner Mutter. Beide wollten etwas von ihm, drangen auf ihn ein, stürzten ihn aus all seiner schönen Ruhe und Sicherheit in einen Abgrund der Hölle...

Er sah das Dorf, in dem er aufgewachsen. Den kleinen Gasthof, der seinem Vater gehörte. Hinter dem Gasthof die kleine Scheune. Eine festgefügte Leiter führte zu einer Art Heubühne hinauf. Es war aber kein Heu dort, die Mutter hatte nach und nach Säcke und alte Decken hinaufgetragen. Dort kauerte er neben seiner Mutter und neben seinen drei Brüdern, manchmal ganze Nächte, wenn sie Schutz suchten – vor dem Vater.

In seiner Gaststube war Vater der freundliche, angesehene Wirt, in der kleinen Wohnung bei Frau und Kindern aber war er zu Zeiten ein böses Tier. Er trank, doch nie so, dass es aufgefallen

wäre. Seinen Gästen konnte er gute Belehrungen geben, eine Stunde später schlug er die Mutter wund und ging nackt vor den Kindern. Er hörte Stimmen, rannte in das gemeinsame Schlafzimmer, riss das Bett der Mutter auseinander und behauptete, er hätte „den andern“ gehört, mit dem sie ihm untreu gewesen. Dann wieder die Scheune und die armselige Zuflucht unter den Säcken und Decken.

Die Mutter wurde krank, kam ins Spital. Vater besuchte sie Woche für Woche feierlich mit einem Blumenstrauss. Plötzlich verlangte er sie nach Hause zurück. „Was für ein guter, besorgter Mann“, sagten die Ärzte und Schwestern. Es war aber das Geld, das ihn auf einmal für die Pflege reute.

Die todkranke Mutter wurde heimgebracht. Er misshandelte sie seelisch, da ihre furchtbare Krankheit sie vor körperlicher Misshandlung schützte. In der Gaststube vergoss er Tränen über die Leiden seiner Frau.

Die Mutter starb. Ein Jahr später endete der Vater durch Selbstmord. Die vier Buben kamen in der Gemeinde unter. Das Drama war zu Ende. Aber die Scheune stand immer noch. Jedesmal beim Vorübergehen musste man daran denken, wie man dort mit der Mutter – unter alten Säcken und Decken –

„Hermann, ich glaube, du siehst Gespenster am helllichten Tag.“

Der Freund, Doktor Haller, legte ihm eine Hand auf die Schulter und holte ihn in die Gegenwart zurück.

Keller schaute auf. Sein Gesicht war blass, in seinen dunklen Augen lagen schwarze Schatten.

„Du bist's, Arnold! Ja, du hast es erraten, ich bin einem Gespenst begegnet, einem schauerlichen Gespenst.“

Er schob Zigarette und Streichholzschachtel, die er immer noch in den Händen hielt, in die Manteltasche zurück. Er schaute auf die Uhr am Rathhausturm. Sie zeigte sieben Minuten nach fünf. Sieben Minuten hatten genügt, um den Ausblick auf sein Leben, auf seine Zukunft von Grund auf zu verändern.

„Hast du eine Stunde Zeit für mich, Arnold?“, sagte er rasch, als hätte er es plötzlich sehr eilig. „Ich muss dich sprechen, muss dich unbedingt sprechen, sonst finde ich den Mut nie wieder dazu.“

Doktor Haller fasste ihn unter. „Komm!“

In dem hübschen, kleinen Landhaus an der Spitalstrasse gelangten sie in das

Sprechzimmer, ohne dass sie jemand gesehen hätte.

„Mache es dir solange gemütlich, ich will nur meiner Frau Bescheid sagen, damit uns niemand stört.“

Hermann Keller lief ruhelos hin und her. Seine hohe, sonst so aufrechte Gestalt duckte sich jetzt leicht vornüber, als hätte er einen harten Schlag empfangen. Und wie nun Doktor Haller wieder ins Zimmer trat, schaute er ihm voller Angst und Unruhe entgegen...

„So, jetzt setz dich mal in diesen bequemen Stuhl, hier sind Zigarren.“ Das Streichholz flammte auf. „Wenn du willst, so kannst du beginnen, ich habe Zeit.“

Doktor Haller setzte sich Hermann Keller gegenüber. Die Zigarren brannten. Auf dem kleinen, runden Tisch zwischen ihnen stand ein in Jade gehauener Buddha als Rauchverzehrer – ein seltenes Stück – und machte sein undurchdringliches Gesicht. Die Uhr auf dem Schreibtisch des Arztes und Frauenarztes tickte überlaut in die Stille. Dann begann Hermann Keller zu sprechen, seine Worte lösten sich langsam und hart von den Lippen:

„Ich habe die Kleine vom Holzhändler Imbach getroffen – die Missgeburt. Das heisst, der Wink war deutlicher. Die Wärterin fuhr mir mit dem Wagen in den Rücken. Ich bekam es plötzlich mit der Angst. Angst ist nicht das richtige Wort, es war ein Grauen, so wie es einen überkommt, wenn man sich mitten aus Schönheit und Sicherheit heraus ins Bodenlose fallen sieht. Du weisst, ich habe das einmal auf einer unserer Bergwanderungen erlebt.“

Also so war das. Und dann bist du vor mir gestanden, so wie damals die weiche Schneemulde vor mir aufgetaucht ist und mich schützend aufgenommen hat. Jetzt musst du mich auffangen, jetzt musst du mir helfen, Arnold, mit deinem Rat – mit der Wahrheit – über meinen Vater – und über mich.

Du weisst, ich stehe vor meiner Hochzeit. Christine wünscht sich einmal Kinder, sie spricht schon jetzt bei jedem unserer Zusammensein mit glücklichen Augen davon.“

Doktor Haller klopfte seine Asche in die Schale zu Füßen des Buddha.

„Ich verstehe dich nicht, Hermann, verstehe nicht, was dir Bedenken machen sollte. Du bist doch ausser deinem Brustfell-Bresten, den du dir auf jener Tour geholt hast, ein gesunder Mann.“

Und dass man dich nicht zum Grenzdienst eingezogen hat, lag mehr an dem Gesuch des Stadtammanns und an meinem Zeugnis, als an deinem Zustand.“

„Walter Imbach, der Vater der armen Kreatur, ist auch ein gesunder Mann.“

„Dafür hat der alte Imbach gesoffen wie ein Loch, man sprach sogar von Epilepsie, – ich kenne den Fall nicht so genau. Jedenfalls liegt bei der Kleinen ein Fall von Vererbung vom Grossvater auf den Enkel vor, – Generationswechsel nennt man das – während der Vater übersprungen wurde.“

„Genau so denke ich mir, dass dies einmal bei – bei meinem Kind zutreffen könnte. Das ist die Angst, die mich vorhin angesprungen hat, als du mich trafest. Das ist der Abgrund, der sich vor mir aufgetan und mir das Bild meines Vaters gezeigt hat. Ich habe bisher noch zu keinem Menschen darüber gesprochen, auch zu Christine nicht. Nun soll es also sein, dass du der Erste bist.“

Doktor Haller erhob sich und zog die Vorhänge zu. Er zündete die Ständerlampe an mit dem grünen Schirm. Das Lächeln Buddhas verfloss noch tiefer ins Unergründliche.

„So, jetzt sind wir für eine ganze Weile allein auf der Welt.“

Ruhig kräuselte der Rauch der Zigarren zur Decke empor, ballte sich zu kleinen, dicken Wolken zusammen und schwebte in phantastischen Gebilden wieder auseinander.

Hermann Keller hielt den Kopf leicht zurückgelehnt und schaute diesen Gebilden nach, als läse er aus ihren Windungen und Formen das Bild der Vergangenheit, das er dem Freund zu schildern suchte:

„Es ist schwer von etwas zu sprechen, das man am liebsten ganz aus der Erinnerung streichen möchte...“

Du darfst dir aber nun nicht vorstellen, mein Vater sei ein augentriefender Trinker gewesen, der Tag und Nacht sein Unwesen getrieben habe. Er war, wie man das so gemeinhin nennt, ein anständiger Alkoholiker. Mitglied des Gesangs- und des Theatervereins. Die Gäste kamen gern und schätzten sein Wort. Er blieb beim Früh- und bei andern Schoppen immer der lebenswürdige und angenehme Gesellschafter. Er konnte warme Tränen weinen bei eines Nachbarn Missgeschick...“

Für politische oder irgendwelche Wohlfahrtsziele brachte er ehrliche Begeisterung auf. Er wusste sehr fein zu sagen, was gut und was böse ist.

Ich möchte mich vielleicht dahin ausdrücken, dass mein Vater eine Nacht- und eine Tagseite besass. Das wechselte fast plötzlich von einer Minute zur andern, aber immer nur war es seine Familie, welche die Nachtseite zu spüren bekam.

Das ging so Jahr um Jahr. Vater trank

immer etwas mehr, ohne dass ihm äusserlich etwas anzusehen war. Seine Anständigkeit fremden Leuten gegenüber verlor er nie. Bei uns daheim aber wurde das Elend immer grösser.

Mein Vater hörte Stimmen – darauf folgten stets die widerlichsten Szenen...“

Hermann Keller umspannte mit beiden Händen die Lehne seines Stuhles, dass die Knöchel hart und weiss hervorstanden. Sein kluges, offenes Gesicht mit der hohen Stirn neigte er jetzt leicht nach vorne, als schäue er etwas, das der Freund vor ihm nicht sehen konnte. Leise sprach er weiter. Tiefe Traurigkeit lag in seiner Stimme. Tiefe Traurigkeit war um ihn. Und seine Worte zeichneten furchtsam und scheu noch einmal das Bild seiner Jugend, wie es ihm vor einer Stunde erschienen war.

„Seit Jahr und Tag habe ich es aus meinem Bewusstsein verbannt – verdrängt – dieses Bild, aber nun ist seine Zeit doch gekommen. Wenn ich die Augen zumache, ist es in mir, wenn ich sie öffne, sehe ich es ausser mir. Ich kann ihm nicht länger entfliehen, denn es ist ein Stück von mir selbst. Und jetzt...“; er hob den Kopf und suchte den Blick des Freundes, „jetzt will ich wissen: darf meine Frau von mir Kinder bekommen, oder darf sie es nicht? Ich brauche eine klare, eindeutige Antwort.“

Doktor Haller zog die Vorhänge wieder auseinander und öffnete das Fenster, um die Rauchschwaden hinaus zu lassen. Er liess sich ziemlich viel Zeit, bis er sich wieder setzte.

„So schnell geht das nicht mit der Antwort, wie du meinst. Wir müssen da sehr vorsichtig sein. Der Alkoholismus als solcher vererbt sich nicht, es wäre höchstens für euch Kinder die sogenannte Keimverderbnis in Frage gekommen, die Folgen aller direkten und störenden Einwirkungen auf die Zellsubstanz. Das Resultat einer solchen Vergiftung der Keime kann zum Beispiel das sein, dass die aus der Verbindung hervorgehenden Kinder Idioten, Kretine, Epileptiker, Psychopathen, Rhachitiker sind. Es kann sein, habe ich gesagt! Vielleicht erzählst du mir nun auch noch, was aus deinen Brüdern geworden ist?“

„Der Jüngste ertrank mit 18 Jahren. Die beiden andern sind ausgewandert nach Brasilien. Sie blieben unverheiratet. Es geht ihnen gut.“

„Jetzt hör' einmal, Hermann: ich bin kein Psychiater, es ist also eine blosser Annahme von mir. Ich vermute bei deinem Vater eine bestimmte Kombination von Alkoholismus und zeitweiligem Irresein. Sein Stimmen-hören, sein Eifersuchtswahn, seine Roheit unter bestimmten Umständen, seine Anständigkeit nach aussen, wenn es darauf ankam, vermitteln ein sehr kompliziertes Krankheitsbild, das dir nur der Irrenarzt in seiner letzten Wirkung und Ursache deu-

ten kann. Ich möchte dir daher raten, dich mit unserer Kapazität, Professor Reinhardt, in Verbindung zu setzen. Wenn du es mir erlaubst, will ich gleich jetzt versuchen, ihn telephonisch zu erreichen. In deiner Verfassung schiebt man nichts hinaus. Wahrheit, auch wenn sie bitter ist, vermag allein zu helfen.“

Hermann Keller nickte. Ein Wirbel von Ängsten und Befürchtungen hatte ihn erfasst. Während Doktor Haller telephonierte, jagten sich die hässlichsten Bilder in seinem Hirn, dazwischen aber sah er wieder schön und klar – wie eine Grossaufnahme auf der Leinwand – Christines Gesicht, gläubig, vertrauend, strahlend vor Glück. Und er hörte sie sagen: „...gelt, Hermann, wir werden Kinder haben?“...“

„Professor Reinhardt will deinen Fall untersuchen. Du sollst so rasch wie möglich die Krankheitsgeschichte deines Vaters schreiben, so viel du davon noch in Erinnerung hast. Du ersparst dir damit eine Wiederholung von dem, was du heute schon zweimal erlebtest. Auf dem Papier macht man das leichter ab. Und weiter sollst du dem Professor die Namen der Ärzte angeben, die deinen Vater wie auch deine Mutter zeitweilig behandelt haben...“

„Bleibst du zum Essen? Hanna würde

## „Knackbattelle“

Sie bricht wieder an, daran ist nicht zu zweifeln, und der geruhssame, altmodische Fussgänger kann sich erneut in die Büsche schlagen und auf dem schmalen Wald- und Wiesenpfad sein Glück suchen. Mit dem Frieden der Landstrassen ist es jedenfalls aus. Grosskaufleute, Apotheker und Epiciers mit einem Umsatz über 200 Mille, brave Landärzte und Bauunternehmer haben aus spinnwebverhängten Garagen wieder ihre Wagen hervorgezogen, die Karosserie gereinigt und die ersten Ausfahrten unternommen. Doch sie haben die Zeit nicht still gestanden und kein fortschrittlicher Mensch ist mit seinem Wagen zufrieden, handle es sich nun um einen Fiat, einen Opel, einen Delage. «Ich bin meinem Schicksal als Sportsmann zu allermindest eine bescheidene Stromlinienform schuldig», sagt Herr Flobot und annonciert: «Opel, Modell 36, wenig gefahren und in den grossen Garagen knurrt ein kläfft es wieder, als sei irgendwo eine ganze Zirkusmenagerie versteckt, den Zeitungspalten erscheinen Namen, die selige oder unselige Vorkriegserinnerungen wecken: Mercedes-Benz, Billa, Topolino. Autoschulen mit reizvollen Sekretärinnen öffnen sich und verschwiegenen Villenstrassen verschwinden sich in kleinen dunkelroten oder himmelblauen Zweisitzern die artigsten jungen Damen in der Kunst des Lenkens.

Mein Freund Propos – moderner, lyriker, Annoncenaquisiteur, Versicherungsagent und gelegentlicher Bar-mixer – läuft mit hochrotem Kopf herum.

«Hohe Zeit», flüstert er mir zu.

sich freuen. Du warst schon lange nicht mehr unser Gast.“

„Ich danke dir, aber ich möchte jetzt niemanden sehen, auch nicht deine Frau, ich würde sie mit meiner Stimmung nur bedrücken. Grüsse sie von mir. Oder nein, sage ihr lieber nicht, dass ich dagewesen bin.“

„Wie du willst. Aber Kopf hoch, bitte ich mir aus! Es wäre das erste Mal, dass ich dich mutlos fände.“

Hermann Keller schritt müde zur Tür. Doktor Haller gab dem ewig lächelnden Buddha einen wütenden Blick, ehe er seinen Freund zur Haustür geleitete.

Als er wieder ins Zimmer trat, war seine tüchtige Frau schon dabei, Ordnung zu schaffen und die Asche, die in die Schale gehörte, aber dort, wo Hermann Keller gesessen, auf den Teppich geratet war, zu sammeln.

Frau Hanna, die Stattliche, Mütterliche, Sonnige, war das prachtvolle Gegenstück zu ihrem Mann, der kleiner als sie, in steter Bewegung war.

„Die Suppe wartet“, sagte sie, „und der Kartoffelsalat ist am Eintrocknen.“

„Um Gotteswillen!“ Er fasste sie um die Hüfte und zog sie eilig ins Esszimmer hinüber, wo bereits ihre drei Kinder warteten: Heidi, ein kluges, quecksilbriges Ding, dem Vater wie aus dem Gesicht

geschnitten, und Hans und Peter, die Zwillinge, denen man es auf den ersten Blick ansah, dass sie lieber Fussball spielten, als Schulaufgaben machten.

„Papa“, begrüßte ihn Heidi, „jetzt machst du ein Gesicht, als ob dir eine schwarze Katze über den Weg gelaufen wäre!“

„Sei nicht so frech! Zähle mir lieber die Namen der Glarneralpen auf.“

Da wurde Heidi eigentümlich still, während die Zwillingen nun versuchten, den Vater für den morgigen Match in Altenheim zu gewinnen.

Das Dienstmädchen reichte die Schüsseln. Das blendend weisse Tischtuch warf das Licht der Hängelampe auf die Gesichter zurück: ein Bild der Eintracht und des Friedens.

Als das Ehepaar später noch allein beieinander sass, legte Frau Hanna ihrem Mann die Hand auf den Arm: „Ich meine, Heidi hatte nicht so unrecht mit der schwarzen Katze über dem Weg, du scheinst mir bedrückt.“

„Ich komme mir vor wie ein Schulmeister – ein ganz schlechter Schulmeister, Hanna. Ich habe vorhin graue Theorie verzapft, direkt am Leben vorbei – und ich schäme mich.“

„Du bist nie zufrieden mit dir.“ Ihre Hand begann zu streicheln.

„Ich werde mir alle Mühe geben, es nicht zu sein. Ach, es könnte, es müsste noch so vieles getan werden! Ich sehe Lücken – überall Lücken in dem Gefüge und mir ist es oft, als gäbe man uns nur scheinbar die Freiheit, um uns noch mehr an unsere Unwissenheit, unsere Schuld, unsere Bequemlichkeit zu fesseln. Aber wir leben ja in Altenheim, Liebling. *Nomen est omen*. Und es gibt viele Altenheim bei uns im Land – viel zu viele...“

„Ich verstehe dich nicht, Arnold. Willst du mir nicht erklären...“

„Lass, es ist nur eine kleine Reflexion von mir. Freund Keller hat mir soeben ein Licht neu angesteckt, das – ich gestehe es zu meiner Schande – bis zur Stunde recht spärlich gebrannt hat. Vielleicht erzähle ich dir später einmal davon.“

Frau Hanna gehörte zu den seltenen Frauen, die warten können, die nicht in den Mann dringen, jetzt gleich und sofort ihr alles zu sagen, was ihn beschäftigt oder drückt. Sie wusste genau, dass die Stunde kam, in der er aus sich herausging. Sie kam um so schneller, je besser sie zu warten verstand. Diese Kunst hatte sie in ihrer Ehe gründlich gelernt.

So lächelte sie jetzt nur und meinte: „Wie wär's, wenn du morgen wieder einmal fischen gingest? Die Kinder nehme ich auf mich, ich kenne ja ihre Pläne.“

„Wie klug ihr Frauen doch seid! Fischen? Solange wir Männer fischen, das heisst, solange wir es fertigbringen, stundenlang – tagelang am Wasser zu stehen und die Würmer zu baden, so lange bleibt alles wie es ist.“

Und jetzt komm, wir gehen miteinander zu Bett. Übrigens können wir uns beide freuen und vor unsern Ahnen eine kleine Verbeugung machen, dass sie uns die Suppe nicht versalzen haben.“

Er küsste sie und Frau Hanna dachte, dass ihr Mann zwar manchmal ein etwas komischer, aber sonst immer ein lieber, guter Junge sei.

Noch in dieser Nacht schrieb Hermann Keller seine Erinnerungen an den Vater nieder. Er nahm Aktenpapier. Die Stille, die wartende Weisse des Papiers liess ihn ausführlicher werden, als es mündlich unter den prüfenden Augen seines Freundes geschehen war. In selbstquälerischem Eifer ging er sogar so weit, Geschehnisse und Dinge über die Ehe und über das Zusammenleben seiner Eltern auszusagen, die nie über seine Lippen gekommen wären. Alles Verhaltene, Verschlussene, Zurückgedrängte, Verkrampte quoll nun aus ihm heraus und wurde zur schreienden Anklage des um seine Kindheit und Jugend Betrogenen – des Sohnes, der seine Mutter masslos hatte leiden sehen – des von der Angst Gepeinigten, Vergangenheit und Zukunft könnten sich nun über seinen Kopf hinweg die Hände reichen. (Fortsetzung folgt)

wirst sehen... ich habe in einer Woche mein Motorrad...! „Aber du steckst ja bis zum Halse in Schulden!“

„Geht aus zusätzlichen Gewinnen, mein Lieber. Weissst du, ich vermittele im Motormarkt.“

„In was?“

„Im Motormarkt, Mensch! DKW, 4 PS, Buick, Citroën. Ich vermittele den Austausch. Es ist verrückt: die Leute wollen mit seltsamer Hartnäckigkeit für alten Wagen abstossen und dardeln – womöglich noch ältere einhandeln. Gestern tauschte ich einen Ford gegen eine „Sintflut.“

„Kanadische Marke, ganz gross, knurrig wie eine heisere Bulldogge, rotes Sitzleder, Omnibusreifen. Ich habe 200 Franken daran verdient...!“

Nach einer Woche sah ich Propos wahrhaftig auf einem Motorrad daherstratzen. Oder irrte ich mich, flimmerte es mir vor den Augen? Handelte es sich nicht eher um eine fahrende Nähmaschine oder um eine Liliput-Holzäge amerikanischer Zuschnitts?

Propos erblickte mich, grinste und meinte, indem er den Motor laufen liess. Wir mussten uns anbrüllen.

„Nicht so ganz in Form äusserlich, Modell 1919“, schrie er, „aber herrlich erhalten. Ich bin besessen, dichtete gerade eine Ode darauf, die ich dem Vereinsblatt der Autoagenten sandte – das Ding kann mit 40 Stundenkilometern dahinsausen...“

„Marke?“

„Knackbattle.“

„Aha“, grinste ich, „daher knackt es in allen Fugen.“

Propos sah mich böse an und bedrängte verbissen: „Knackbattle war eine Klassenmarke – bis sich Ford, der Reissungsrige, dieses kleine Elitewerk

in Oklahoma einverleibte.“ Er manipulierte an einem Hebel, der an einen Leitungshahn, erinnerte und liess die Maschine zur Bestätigung aufheulen, dass mir Hören und Sehen verging.

„Toll... was?“

„Wie...?“

„Toll... hör wie er singt!“

„Singt?“

„Singt! Nun ja, Mensch, bist du denn jeden Funkens Poesie bar?“

„Könntest du das Ding nicht mal abstellen, dass wir uns vernünftig unterhalten können?“ schrie ich unwillig. Propos sah mich mitleidig an.

„Man sieht, dass du nichts von Motoren verstehst“, krächte er zurück. „Stelle ich ihn ab, bestünde die Gefahr, dass mein Knackbattle nie wieder anspringt. So erstklassig wie diese Räder sind, weissst du, sie haben ihre Launen, ihre wahrhaft aristokratischen Launen – und schliesslich muss ich nach Zürich. Grosse Affäre.“

„Du willst nach Zürich – mit diesem Monstrum?“

„Zürich“, echote Propos, heiss vor Erregung, riss an einer Stange, die mich an den Schaft eines Maschinengewehrs erinnerte, wartete in beängstigender Konzentration, und schoss mit einem solch plötzlichen Ruck davon, dass ich „Heiliger Sebastian!“ schrie, und die Hände faltete.

Nachschrift: Wie ich hörte, ist mein Freund Propos wahrhaftig nach acht Tagen in Zürich angekommen. Er soll dort einen Volksauflauf verursacht haben. Der Reporter einer technischen Revue schrieb über Knackbattle: „Täuscht nicht alles, so wäre damit die fahrbare Nähmaschine erfunden und der ruhmvollen Geschichte der Technik in ihrer stürmischen Entwicklung ein neues Ehrenblatt eingefügt!“